

# «Werbung für Studierende ist fragwürdig»

Werner Inderbitzin, der ehemalige Rektor der Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften (ZHAW), sieht die Annäherung der Fachhochschulen an die Unis kritisch. Im Gespräch mit Andri Rostetter bemängelt er die fehlende Qualitätsbeurteilung

Herr Inderbitzin, an den Fachhochschulen ist die Zahl der Studierenden in den vergangenen zwanzig Jahren von 15 000 auf 80 000 gestiegen. Ein Ende des Wachstums ist nicht absehbar. Ist diese Entwicklung noch gesund?

Die Frage ist, was man unter einer gesunden Entwicklung versteht. Es ist heute kaum mehr vorstellbar, aber in den Anfängen der Fachhochschulen nach 1998 hatten wir vor jedem Studienjahr Angst, dass nicht genug Anmeldungen von neuen Studierenden eingehen



Werner Inderbitzin  
Ehemaliger Rektor  
der ZHAW

würden. Es war eine grosse Herausforderung, die eben neu anerkannten Fachhochschulen zu füllen. Heute ist es umgekehrt: Es gibt mehr Anmeldungen, und die Herausforderung ist, die Qualität der Lehre zu halten.

Wie gut gelingt das?

Grundsätzlich gut, nicht zuletzt dank der Bologna-Reform. Die HWV Zürich zum Beispiel hatte vor dem Übergang zum Fachhochschulstatus rund 400 Studierende. Heute sind es an der School of Management and Law der ZHAW wohl über 3000. Bologna hat den Anstoss gegeben, die Studienstrukturen zu vereinheitlichen. Dank diesen Strukturen können die Hochschulen heute deutlich grössere Studierendenzahlen bewältigen.

Ist auch die Qualität der Ausbildung gestiegen?

Verglichen mit den Vorgängerinstitutionen vor 1998 ist die Qualität der Fachhochschulen heute sicher höher. Pauschale Aussagen sind aber schwierig, man müsste die Studiengänge im Detail anschauen. Aber hier stösst man an Grenzen. Es gibt keine überzeugende Qualitätsbeurteilung der einzelnen Studiengänge.

Damit ist auch ein Vergleich der Fachhochschulen nicht möglich?

Nein. Wir haben keine verlässlichen Indikatoren, die über die gängigen Ratings hinausgehen. Wir wissen wenig darüber, wie gut oder wie schlecht die einzelnen Schulen sind. In der nächsten Phase der Fachhochschulentwicklung müsste man der Qualitätsbeurteilung mehr Aufmerksamkeit schenken.

Die Qualität einer Schule ist auch abhängig vom Niveau der Studierenden.

Ja, als Rektor habe ich es immer sehr bedauert, dass die Fachhochschulen bei der Aufnahme von Studierenden nicht selektionieren können. In der Schweiz hat jeder Absolvent und jede Absolventin einer Maturität das Eintrittsticket für eine Hochschule – Universität oder Fachhochschule. Das ist meines Erachtens suboptimal. Die aufnehmende Schule müsste eigentlich mitreden können bei der Immatrikulation ihrer Studierenden.

Den Fachhochschulen geht es aber offensichtlich nicht darum, die besten Studierenden zu haben, sie wollen einfach so viele möglich.

Diese Konkurrenz ist nicht neu. Die Fachhochschulen kämpfen seit ihrer Gründung heftig um Studierende, auch Werbekampagnen ausserhalb der jeweiligen Einzugsgebiete der Schulen gab es schon früh. Grund dafür war die Finanzierung durch den Bund, die unter dem alten Fachhochschulgesetz galt. Die Schulen erhielten damals Beiträge pro Kopf und später pro erteilten ECTS-Credit. Da der Bund bei mehr Studierenden auch mehr Pro-Kopf-Beiträge



Studierende, hier an der Fachhochschule Ost in Rapperswil-Jona, wählen einen Studienort oft wegen der Nähe zum Wohnort. KEYSTONE

«Eine Fachhochschule erhält grosso modo gleich hohe Beiträge, unabhängig davon, ob sie gute oder schlechte Lehre anbietet. Das könnte auch anders ausgestaltet werden.»

## Ökonom und Bildungsexperte

art. · Werner Inderbitzin ist Experte für Hochschulbildung und Führung von Hochschulen. Der promovierte Ökonom war ab 1979 als Bildungsberater und Ausbildungsleiter in der Privatwirtschaft tätig. 1998 wurde er zum Direktor des Departements Wirtschaft und Management der Zürcher Hochschule Winterthur (ZHAW) ernannt, von 2000 bis 2005 war er Rektor der ZHAW. Von 2006 bis 2011 leitete er als Gründungsrektor die Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften (ZHAW). Seit seinem Rücktritt 2011 arbeitet er als Berater und ist Mitglied verschiedener Gremien im Wissenschafts- und Bildungsbereich. Er gehört dem Schweizerischen Akkreditierungsrat für die Hochschulen an.

bezahlte, ergab diese Werbung einen gewissen Sinn.

Die Beiträge des Bundes an die Fachhochschulen sind heute plafoniert. Je mehr Studierende eine Schule hat, desto teurer wird es.

Der Wettbewerb um Studierende und der Kampf um Bundesbeiträge sind für die Fachhochschulen zu einem Nullsummenspiel geworden. Die Beiträge des Bundes pro Kopf sinken, je mehr Studierende in einem Fachbereich studieren. Wenn es allerdings einer Fachhochschule gelingt, ausserkantonale Studierende zu gewinnen, erhält sie Beiträge des entsprechenden Wohnsitzkantons, was für die einzelne Hochschule ein Vorteil ist, für das Bildungssystem als Ganzes aber problematisch. Fazit: Ich halte die massive Werbung, um neue Studierende zu gewinnen, für höchst fragwürdig. Man entzieht der Hochschule finanzielle Mittel, die eigentlich für Lehre und Forschung eingesetzt werden könnten.

Weniger Konkurrenz wäre also besser für die Qualität der Lehre?

Konkurrenz ist nicht per se schlecht. Die Frage ist, wo Konkurrenz sinnvoll und wo Zusammenarbeit besser ist. Einen Qualitätswettbewerb unter den Schulen fände ich hervorragend. Heute richten sich die Finanzierungsregeln des Bundes und der Kantone nur minimal nach einer Qualitätsbeurteilung. Eine Fachhochschule erhält grosso modo gleich hohe Beiträge, unabhängig davon, ob sie gute oder schlechte Lehre anbietet. Das könnte auch anders ausgestaltet werden.

Ob ein Qualitätswettbewerb funktionieren würde, ist aber fraglich. Das wichtigste Kriterium für die Wahl des Studienortes ist nach wie vor die Distanz zur Waschmaschine der Eltern.

Die Studierenden wählen ihr Bachelorstudium heute tatsächlich nicht primär nach der Qualität der Hochschule. Finanzielle Überlegungen, die Nähe zum Wohnort oder die Attraktivität des Studienortes sind viel wichtiger. Vor allem in den klassischen Bereichen wie Betriebswirtschaft oder den Ingenieurberufen unterscheiden sich die Fachhochschulen in ihrer inhaltlichen Ausrichtung auch nicht wesentlich. Für Studierende ist es deshalb nicht ersichtlich, warum sie eine Hochschule fernab ihres Wohnortes wählen sollen.

Es fällt auf, dass die Fachhochschulen mit immer neuen Studiengängen wer-

ben, die teilweise sehr enge Berufsprofile haben.

Sieht man heute die Liste der neuen Studiengänge an, dann fällt auf, dass in vielen Begriffen der Digitalisierung oder anderer gegenwärtiger Trends vorkommen. Diese Entwicklung ist dem Zeitgeist geschuldet. Für die Beurteilung dieses Trends kann man auf der einen Seite argumentieren, dass die Berufswelt immer komplexer wird und dass wir deshalb immer differenziertere Ausbildungen brauchen, um die Arbeitsmarktfähigkeit der Absolventen und Absolventinnen zu gewährleisten. Auf der anderen Seite aber – und davon bin ich überzeugt – sollten wir im Bachelorstudium nicht zu stark spezialisiertes Wissen und Können, sondern langlebige Grundkompetenzen vermitteln. Langlebig heisst, dass sie über eine ganze berufliche Laufbahn nützlich sind. Wir sollten es vermeiden, jedem Modetrend der technisch-industriellen Entwicklung nachzuerennen und zu versuchen, mit den Studiengängen den Zeitgeist abzubilden.

Die Fachhochschullandschaft ist geografisch stark fragmentiert. Verhindern diese Strukturen mehr Wettbewerb?

Das ist schwierig zu sagen. Wir stossen hier aber auf grundlegende Werte des schweizerischen Staatswesens. Unser gesamtes Bildungswesen ist ziemlich kleinräumig und stark föderalistisch geprägt. Der Bund hat 1998 mit der Gründung der Fachhochschulen versucht, diese Strukturen zu bereinigen. Er ist damit mehrheitlich gescheitert.

Warum?

Die Schulen, die Kantone und die Regionen waren nicht dazu bereit. Es wurde erbitterter Widerstand geleistet. Ich sage nicht, dass es gar keine Bereinigung gab. In der Nordwestschweiz wurde zum Beispiel die Technik an einem Standort konzentriert, die Berner Fachhochschule hat den Standort Burgdorf aufgegeben, und in Zürich wurde die Musikausbildung auf Hochschulstufe in der Zürcher Hochschule der Künste auch standortmässig zusammengelegt. Aber das sind Ausnahmen. Die kleinräumige Standortstruktur der Fachhochschulen ist weitgehend erhalten geblieben. Heute gibt es sogar wieder Fachhochschulen, die neue Standorte eröffnen. Die Fachhochschule Luzern baute in Rotkreuz einen neuen Campus. Und die Fachhochschule Ostschweiz liebäugelt mit einem zusätzlichen Standort in Wil.

Zu einer Standortbereinigung wird es so bald also nicht kommen.

Nein. Ich glaube das schon deshalb nicht, weil die Kantone grosse Summen in neue Bauten gesteckt und damit die räumliche Infrastruktur für Jahrzehnte zementiert haben. Wir werden diese kleinräumigen Strukturen nicht überwinden, die Hochschulen müssen damit leben. Es wäre aber ein Anlass, in zentralen inhaltlichen Themen stärker zusammenzuarbeiten.

Die Beziehung zwischen Fachhochschulen und Universitäten ist aber problematisch. Die Fachhochschulen wollen mehr Anerkennung für ihre Forschung, haben aber nicht die gleichen Ressourcen. Sollten sie die Forschung den Universitäten überlassen?

Keinesfalls, Forschung ist essenziell. Ohne sie wären die Fachhochschulen keine Hochschulen. In der Gründungsphase 1998/99 hat man die Fachhochschulen fast schon zur Forschung geprügelt. Sie standen damals unter dem erheblichen Druck, dass sie mehr sein mussten als ihre Vorgängerschulen. Unter diesem Druck haben wir die Forschung an den Fachhochschulen auf- und ausgebaut. Heute kann sie sich sehen lassen, vor allem auch, was die Akquisition von Drittmitteln betrifft. Eine Hochschule vermittelt nicht nur den aktuellen Stand des Wissens. Sie soll auch lehren, wie man zu neuem Wissen gelangt, dass Wissen relativ ist und sich immer wieder erneuert. Deshalb muss man bereits auf der Bachelorstufe die Studierenden an die Forschung heranhelfen.

Sollen die Fachhochschulen auch Dokortitel vergeben dürfen?

Grundsätzlich ja. Aber ich möchte klarstellen, dass der Weg dahin stufenweise und in Etappen erfolgen muss: Doktorate an den Fachhochschulen sind ein Prozess! Es wird nicht so gehen, dass alle Fachhochschulen am Tag X das Promotionsrecht erhalten. Das wäre auch unsinnig. Es muss ein selektives Verfahren geben. Wir müssen evaluieren, welche Fachhochschulen in welchen Fachbereichen über genügend Qualifikationen und Ressourcen verfügen, um die Qualität der Promotionsstudien zu garantieren. Dabei sind auch die Zusammenarbeit und die Kooperationen zwischen Fachhochschulen und Universitäten von zentraler Bedeutung.

Was bringt das Promotionsrecht?

Wenn wir das Profil der Fachhochschulen halten wollen, dann braucht es eine Nachwuchsförderung für Dozentinnen und Dozenten, die in Fachhochschulen sozialisiert wurden. Wir brauchen Fachleute, die wissen, was praxisorientierte Forschung ist, und gleichzeitig aber wissenschaftlich ausgebildet sind, also über ein doppeltes Kompetenzprofil verfügen.

Ist das heute nicht der Fall?

Nur bedingt. Wir haben an den Fachhochschulen viele Professorinnen und Professoren, die universitär ausgebildet und sozialisiert wurden. Das ist hilfreich und hat den Fachhochschulen in den vergangenen zehn Jahren viele Impulse gebracht. Aber es gilt auch sorgfältig zu beachten, dass sich dadurch eine universitäre Mentalität in den Fachhochschulen verbreitet. Ich meine damit die Erwartungen an die Studierenden, die Erwartungen in Bezug auf die Wahl von Forschungsthemen oder die Akquisition von Drittmitteln. Das ist heikel.

Warum?

Wenn das der neue Standard wird, dann ticken die Fachhochschulen irgendwann gleich wie die Universitäten. Das will aber niemand, und deshalb würde ich für eine ausgewogene Mischung im Lehr- und Forschungskörper der Fachhochschulen plädieren: Neben den an Universitäten ausgebildeten Forschern und Lehrern braucht es auch Fachhochschuldoktoren.